

Uwe Berger

Flammen oder das
Wort der Frau



Impressum

Uwe Berger

Flammen oder Das Wort der Frau

Erzählung

ISBN 978-3-86394-958-7 (E-Book)

Die Druckausgabe erschien 1990 beim Aufbau-Verlag Berlin und Weimar

Gestaltung des Titelbildes: Ernst Franta

© 2013 EDITION digital®

Pekrul & Sohn GbR

Alte Dorfstraße 2 b

19065 Godern

Tel.: 03860-505 788

E-Mail: verlag@edition-digital.com

Internet: <http://www.ddrautoren.de>

... die Stille, in welche sie die Ewigkeit menschlicher Gedanken und Gefühle aufnahm, aus der sie ausbrach mit der Gewalt des Wortes.

Sie ging wie in einem Traum, in dem sie sich selbst als Fremde empfand. Ihre Füße bewegten sich ohne ihren Willen, und ihre Gedanken flatterten hilflos gegen die Häuserwände. Der Nollendorfplatz prangte nicht in den erdbraunen und ziegelroten Farben, die sie von einem Bild her kannte und die sie unbewusst erwartet hatte. Um sie herum war alles aschegrau. Selbst die aus der Tiefe gekommene U-Bahn war fahl überstaubt und rasselte, von Pfeilern hochgehoben, zwischen steinerner Erde und verhangenem Himmel dahin. Am Hochbahnhof Bülowstraße, dessen Gestänge die Verspieltheit einer Gartenlaube und die Feierlichkeit eines Doms nachahmte, bog sie in die Potsdamer Straße ein. Sie blieb vor dem Schaufenster eines Buchladens stehen. Inmitten der Auslage thronte eine Biografie über Horst Wessel, den Verfasser der nach ihm benannten Hymne des Reiches, über den gemunkelt wurde, er sei ein Zuhälter gewesen. Schwarz glänzend grinste sein Bildnis sie an. Im Hintergrund reihten sich Wildwestschwarten, deren schreiende Umschläge Reklame für den Schießhelden Billy Jenkins machten. Sie wandte sich angewidert ab.

Als sie die Potsdamer Brücke erreichte, drang ein Lichtstrahl durch die dicken Wolken. Für einen Augenblick war es, als werde die Straße breiter, die Luft sauberer. Die Buchhandlung an der Ecke stellte ihr Niveau mit Büchern von Novalis, Binding und Kolbenheyer zur Schau. Die Romantik, weitergeführt von Heldenverklärung und mystischer Borniertheit. Ein Hauch jenes exklusiven Gehabes wehte sie an, das auch aus den hochmütigen Fassaden dieser Gegend sprach. Es war die Kehrseite ungeistiger Rohheit. Ihre Füße trugen sie hinab zur steinernen Einfassung des Landwehrkanals. Dunkel und drohend lag das Wasser. Was hatte es gesehen, was geschluckt und fortgetragen.

Ein hagerer Mann mit dem Nazi-Abzeichen auf dem Mantelaufschlag kam ihr entgegen. Er musterte sie von oben bis unten und wich ihr nicht aus. Trotz ihres Bemühens, eine Berührung zu vermeiden, streifte er sie mit der Schulter. Es durchzuckte sie.

Der grüne Rasen auf der Böschung, die Kastanien, die noch schlappe, frischgrüne Blätter entrollten, erinnerten sie schmerzlich an den Garten des Hauses in Finkenkrug. Dort war sie mit Pflanzen und Tieren befreundet gewesen, hatte in Versen die Ringelnatter, die Kröte, die Krähe zu Sinnbildern menschlichen Leidens und Richtens gemacht. Dort hatte sie Ruhe gefunden auf der Flucht vor der Welt. Aber ihre unruhigen Gedanken waren wieder hinausgewandert, aufgeschreckt von den Schreien der Gefolterten und Gequälten, den Schreien, die in der Stille an ihr Ohr drangen. Der Rauch des Reichstagsbrandes und der brennenden Bücher hatte die Sträucher ihres vertrauten Gartens berührt. Wer Brände legte und die Vernunft tötete, tötete auch Menschen.

Was bedeutete ihr der Hauch des frischen Grüns, das aus den Bäumen brach, der dumpfe Geruch des unheimlichen Wassers? Nichts war geblieben als die Erinnerung und dieser Stich ins Herz, den ihr der Anblick des kleinen Jungen auf dem Roller gab. Wie inbrünstig hatte sie sich ein Kind ersehnt, als sie die Kinder anderer, als sie die kleinen Taubstummen unterrichtete, die nur sehend und tastend mit der Welt verkehrten. Wie inbrünstig noch heute.

Nichts war geblieben, auch das Haus nicht, um das herum der Garten sich friedlich und

ruhig gelagert hatte. Nicht einmal die Hündin. Für alles gab es juristische Verfügungen. Gesetz war die Drohung Hitlers geworden: »Es soll ihnen vergehen, das Lachen ...« Ihnen, den Juden. Vor einem halben Jahr waren die Läden der Juden geplündert, ihre Synagogen verwüstet, sie selbst zu Tausenden verschleppt, ihr Eigentum geraubt worden. Man hatte sie mit der Zahnbürste die Straße reinigen lassen, man hatte sie erschlagen. Pogromgelüste waren zum Gesetz erhoben. Pedantischer Sadismus zog einem langsam den Strick am Halse zu. »Though this be madness, yet there's method in't«, hieß es bei Shakespeare. Der Wahnsinn hatte Methode. Haltet die Diebe, schrien die Diebe. Waren sie gesättigt mit Österreich und der Tschechoslowakei? Es trieb sie immer weiter. Unheil für Verfolgte und Verfolger lag in der Luft.

Sie, Gertrud C., war allein. Was vermochte sie zu tun?

Mit beiden Händen hielt sie sich fest an dem Geländer, das den Kanal begleitete. Sich hinüberschwingen? Manche begingen Selbstmord. Sie kämpften nicht wie diese Kommunisten, von denen man immer wieder hörte, die untertauchten in der Masse der einfachen Leute, starben, mit anderem Gesicht wiederauflebten. Die meisten Menschen ihrer eigenen Art und Herkunft sahen nicht einmal, was sich ihnen näherte, steckten den Kopf in den Sand. Und wenn sie sahen, erstarrten sie. Ihr blieb nur das Wort. Das war nicht viel - und doch. Ihre Hände hafteten wie angefroren an dem kalten eisernen Geländer.

Wie lange war es her, dass sie Gedichte über alte Stadtwappen geschrieben hatte. Damals war sie die Stimme der Leidenden, die nie gekrönt werden. Unüberhörbar blieb ihr der Ruf der zum Gefressenwerden bestimmten Kreatur: Steht auf, ihr Herren, bald muss Tischzeit sein! Sie hatte eine Zukunft erblickt, da jeder Gast den Bedienern wert ist und kein Unten und kein Oben sein wird. Aber sie musste sich einbezogen sehen in Pogrome, deren Vergangenheit immer grauenvollere Gegenwart wurde. In dem anderen Buch, das im vergangenen Jahr erschienen und sogleich wieder eingestampft worden war, hatte sie sich zu ihrem Schicksal bekannt. Sie war die Fahrende, die spürte, nichts als Sand in den Schuhen Kommender zu sein, die Erzieherin mit der kahlen Straße vorm Gesicht, auf der sie täglich in ihr Sterben wanderte. Und sie hörte das Flehen des Fisches, hingelegt in dieses Netz mit Tausend, Abertausend Leibern und ausgegossen in schwarze Tröge. Sie, die Hörende und Sehende, durfte nicht verraten. Sie hatte sich ihrer Worte würdig zu erweisen.

Nicht gehetzt, sondern entschlossen pochten ihre eiligen Schritte auf den großen Steinplatten des Kanalweges.

Ebenso wenig wie die Selbstaufgabe kam für sie die Emigration in Betracht. Nach England zu gehen war nicht mehr möglich, weil es nicht mehr möglich war, ihren alten Vater mitzunehmen. England oder Amerika, glichen sie zudem nicht dem kahlen, kalten Betonbau jenseits des Kanals? Ihre Welt lag anderswo, und es war die Revolution nicht, die sie hinderte, dorthin auszuwandern, sondern die fehlende praktische Möglichkeit. Wie hilflos im Leben waren Menschen wie sie, die sich im Reich des Geistigen so sicher bewegten.

Bei den blassgrünen Bäumen des Lützowplatzes wich sie vom Kanal. Unendlich eintönig erschien ihr der Weg zurück zum Nollendorfplatz, an den nichtssagenden Fassaden der

Winterfeldtstraße, der Martin-Luther-Straße entlang. Sie sah die Menschen nicht. Beinahe hätte sie den Eingang des Hauses in der Speyerer Straße 10 verfehlt, der sich von anderen nicht unterschied.

Der greise Vater saß in dem großen Wohnzimmer, dem dunkle Eichenmöbel ein steifes, vornehmes Aussehen gaben. Er hatte eine Zeitschrift in der zitternden Hand und sagte ungeduldig: »Du warst lange fort.«

»Ich habe nach der Vergangenheit gesucht«, sagte sie, und es klang sanft und anschniegsam.

»Und?«

»Sie ist tot Die Farben sind erloschen. Der Landwehrkanal riecht nach Leiche.«

»Aber Gertrud!«

»Möchtest du Kaffee oder Tee trinken?«

Man sah Ludwig C. noch immer den Rechtsanwalt an, der er einmal gewesen war. Doch seine weißhaarige Würde, die durch einen dunklen Anzug unterstrichen wurde, verbarg nicht seine Gebrechlichkeit. Gertrud war schmal und unauffällig. Große dunkle Augen, ein ebenso fein wie energisch geschnittener Mund gaben ihrem Gesicht innere Schönheit.

Schweigend tranken sie Tee und aßen ein wenig Brot und Marmelade. Dann stand Gertrud auf.

»Ich will einen Brief an Hilde schreiben.«

Sie stellte das Geschirr auf ein Tablett, säuberte das Tischtuch. Ihr Vater blickte wie aus dem Schlaf erwachend auf und fragte mit brüchiger Stimme: »Meinst du denn, dass noch jemals etwas Geschriebenes von dir ans Licht kommt?«

»Licht wird sein, wenn auch vielleicht nicht mehr für uns.«

In dem kleinen Zimmer, das nach hinten hinaus lag, setzte sie sich an ein Tischchen, nahm einen weißen Bogen und schrieb an ihre Schwester in der Schweiz. Sorgfältig bedachte sie dabei die ungebetenen Augen, die mitlesen würden. »Liebe Hilde ... Meine Aufgabe hat immer gleichsam *in* mir gelegen; da liegt sie noch, und was ich suche, ist nur der geeignete Ort, an dem ich mich ihr widmen kann. Und ich weiß nicht ... ich muss immer denken, dass in Amerika dieser geeignete Ort nicht zu finden sei ... Ich habe nun einmal - wie bei unserem Gebet - das Antlitz nach Osten gekehrt, und dass dies bei mir keine >neue Mode< ist, weißt Du. Es hat sich schon früh gezeigt: umsonst war ich nicht als etwa Neunjährige mit Hilde Josan befreundet, und die Josans waren sehr asiatische Russen, hatten in Sibirien gelebt und in China ... Ich bin auch wohl so eine >verhinderte Asiatin< - und wäre froh, wenn die Verhinderung beseitigt werden könnte; als Europäerin würde der Weg nach Westen mir wahrscheinlich leichter fallen ...«

England und Frankreich verhandeln in Moskau, dachte Gertrud, aber man hört nichts weiter; meine Sätze werden unverfänglich erscheinen. Sie nahm einen anderen Bogen Papier und

entwarf ein kontrastreiches Wortbild von Jean-Paul Marat.

Wie sie einst von einem streunenden Hund geschrieben hatte, er grinse die hübschen Pinscher an mit böß verzerrem Maul, so begann sie: »Du Tier. Du Dreck. Du zottelndes Geschlampe.« Und es lag darin nicht nur weibliche Abscheu vor dem Ungepflegten, es lag darin nicht nur die Bewunderung, die Anrufung des Aufstands, nein, die Revolte, die Revolution selbst erhob ihr Haupt: Marat, der Äcker sah um verfallene Hütten und in alle Hungerhände Brot und, verwüstet, stöhnend, im Fieberwahn den eingerollten Morgen neuer Zeit ergriff und ihn aufwarf wie eine Fahne. Und die Dichterin, die mit aufgerissenen Augen durch das Fenster starrte, dann wieder den Kopf übers Papier neigte, empfand nicht für ihre Gesellschaftsschicht, nicht einmal für die aus der Reichsbürgerschaft Ausgestoßenen, sondern für die Armen und Unterdrückten alle, in deren Not sie die eigene erkannte.

Über den Dachrand des gegenüberliegenden Hinterhauses färbte sich der Himmel glühend rot. Eine Krähe strich hindurch.

Es regnete und regnete. Blickte man durch das Fenster in den Himmel, sah man nur ein langsam brodelndes Grau, und nichts war. Keine Menschen, keine Zeit, keine Ewigkeit. Aber man hörte den Regen, er klopfte blechern auf das Dach und die Fenstersimse. Auf die Pfützen der Straßen malte er bewegliche und vergehende Punkte und Kreise. Ein dunkel gekleidetes, älteres Paar steuerte, sich unter einen schwarzen Schirm duckend, an den Lachen vorbei auf den Hauseingang zu.

Gertrud löste sich vom Fenster. Der Besuch kam. Gleich würden die Birkensteins, Nässe, Klagen und Geschwätzigkeit mitbringend, in der Wohnung erscheinen. Sie wanderten aus, sie gingen nach Montevideo; es war die letzte Begegnung mit ihnen. Der Novembertag würde nach ihrem Weggang wohl noch trostloser werden.

Es klingelte. Sie ging und öffnete die Wohnungstür.

»Man war höhnisch, aber korrekt auf der Behörde für Auswanderer«, erzählte Onkel Alex beim Tee.

»Und die Auswandererabgabe?«, fragte Gertruds Vater.

»Die dient der Unterstützung ärmerer Auswanderer. Alles ist gesetzlich geregelt, Ludwig. Die Reise bezahlen meine Verwandten.«

»Der Exodus ist gesetzlich geregelt«, sagte Ludwig mit abwesendem Gesichtsausdruck

Onkel Alex drang in ihn, auch den Weg nach draußen zu wählen. Ludwig wehrte ab. Er werde nicht einmal die Reise bis Lissabon überstehen. Und dann die Überfahrt. Sein Platz sei hier. Bis zum Ende. Er habe das Eiserne Kreuz. Und Gertrud? Sie sei eine Frau. Ihr werde man nichts tun.

»Ihr täuscht euch entsetzlich.« Rebekka mischte sich ein.

Ihre Gesichtszüge verrieten, dass sie die Schwester Ludwigs war. Sie wirkte ängstlich und aufgeregt. Ihre Augen flackerten.

»Es ist entschieden«, bemerkte Gertrud sehr ruhig. »Auch sehne ich mich nicht nach Montevideo, überhaupt nach Amerika nicht. Wenn Amerika der große Schmelztiegel ist, wohin schmelzt er die Menschen? Mein Gesicht blickt nach Osten ...«

Onkel Alex wandte den Kopf zu ihr hin. Wie eigenartig Gertrud wieder redete. Die buschigen Augenbrauen hochgezogen, erklärte er streng: »Jedenfalls ist Montevideo jetzt ein besserer Ort für uns als Berlin.«

»Wie kannst du so was sagen, Gertrud.« Die Tante zeterte. »Im Osten sind die Bolschewiken, die Slawen und Asiaten. Da könnte man doch auch nicht leben.«

»Wirklich nicht?«

»Nein, Gertrud, ich verstehe dich nicht. Gönnt du uns vielleicht nicht, dass wir hier wegkommen?«

Rebekka schien ihre Taktlosigkeit erst zu bemerken, als sich ein peinliches Schweigen

ausbreitete.

Der Abschied von den Birkensteins war bei aller Herzlichkeit doch reserviert. Gertrud hatte das Gefühl, nicht die Verwandten stünden am Beginn einer langen Reise, sondern sie selbst. Nicht jene entfernten sich aus einer gewohnten Welt, sondern sie selbst trat den Weg ins Unbekannte an.

Den Weg einer Einsamen.

Einsamkeit, das war dieses Dröhnen in den Ohren, das von Stille herzurühren schien. Aber es kam auch aus dem Schrittgeräusch vieler Menschen. Aus dem nächtlichen Kreischen der Straßenbahn. Aus dem fernen Hundebellen. Aus dem Gedudel des Radios, das zu ihr herüberklang. Aus der Broschüre, die auf ihrem Tisch lag; »Dichtung und Glaube« hieß sie und feierte das »läuternde Feuer des Krieges«. Das Dröhnen kam aus Dünkel und Unduldsamkeit, die Deutschland schon lange beherrschten. Aus jeder Äußerung einer gleichgeschalteten Geisteswelt. Aus der hohlen, öligen Stimme des kleinen Dr. Goebbels, der den Instinkt gegen den Intellekt, das Rülpsen gegen das Denken aufrief, den Kreuzzug für eine Religion predigte, dessen Gott Hitler hieß. Wie wenig eigentlich mussten sie ihrer Sache sicher sein, wenn sie immer nur vom Glauben an den Führer stammelten.

Aber das Gesetz, das dem Fanatismus innewohnte, hatte zum Krieg geführt, und der Krieg fanatisierte Treibende und Getriebene immer mehr.

Warum nur fiel es ihnen so leicht zu siegen.

Mit vermehrter Wucht fiel die Einsamkeit auf sie an einem Tag, an dem jeder Gäste und Grüße erwartet. Ihr Dezembergeburtstag, der Abschluss ihres sechsundvierzigsten Jahres, verlief ohne Verwandte, weil fast keine mehr da waren, und ohne ihre neuen Bekannten, weil diese das Datum nicht kannten. Was sollten ihr auch die Malerin, der Privatgelehrte, die Ägyptologin, mit denen sie sich gelegentlich traf, um sich hebräischer Dichtung und Sitte zu erinnern. Die Gettoisierung in Judenhäusern hatte sie zusammengeführt, ohne dass sie einander sehr nahegekommen wären. Diese Menschen empfanden sich als deutsch bis ins Mark. Wenn sie andererseits von der jüdischen Seele sprachen, die sich im Religiösen auslebe und zu Besonderem berufen sei, so zehrten sie von denselben geistigen Wurzeln wie ihre gnadenlosen Feinde.

Eine Klage Davids, ausgedrückt in Luthers kräftiger Sprache, kam ihr in den Sinn: »Denn ich bin zu Leiden gemacht, und mein Schmerz ist immer vor mir.« War das alles: Schmerz, Schweigen, Gottvertrauen? Hatte der Mensch nicht vor das Leiden und neben das Leiden und in das Leiden das Widerstehen zu setzen? War das nicht sein eigentlicher menschlicher Beruf? Beruf, hörte sie höhnen, Beruf, die Dichtung hat keinen Beruf, sie ist aus sich und für sich. Nein, ihr Diener trüben Instinktes, öden Selbstgenusses und kalter Berechnung, die Dichtung dient dem Leben, wird von ihm berufen und ist sein Mund. Der Mund auch der Stummen und der furchtbaren anklagenden Stille, der Mund des unsagbaren Leidens, das umschlägt in den Schrei nach Überwindung. Auch die Psalmen Davids waren von der Art; das war ihre Größe und das war ihr Leben.

An einem der nächsten Abende im Dezember 1940 klingelte es an der Wohnungstür. Ein leiser, eindringlicher Klang. Gertrud öffnete erstaunt und ein wenig besorgt. Vor ihr stand Dora L., eine weitläufige Verwandte, die sie fast ein Jahr lang nicht gesehen hatte.

»Guten Abend, Dora.«

»Den Jungen hab ich nicht mitgebracht.« Doras hellgraue Augen blickten forschend aus dem Schal, den sie sich um den Kopf geschlungen hatte.

Gertrud wusste, dass der Mann der kleinen, beweglichen Frau, ein jüdischer Gelehrter, wegen »hochverräterischer Tätigkeit« zu sechs Jahren Zuchthaus verurteilt worden war. Sie nahm die Besucherin an der Hand und zog sie in das kleine Hinterzimmer.

»Was ist los?«

»Ich hab meinen Mann gesprochen. Du weißt ja, Bernhard ist im Zuchthaus Brandenburg. Es gibt immer mehr Hinrichtungen.«

»Ist er in Gefahr?«

»Ich weiß nicht.«

»Und du?«

»Manche Nächte schlaf ich nicht bei meinen Eltern, lass nur den Jungen da.«

»Bist du heute deshalb hier?«

»Vielleicht«

»Du kannst bei uns übernachten.«

Gertrud lehnte sich zurück. Seit Dora in der Wohnung war, erschienen ihr die eigenen Nöte gering. Die Qualen der Einsamkeit waren gelöscht angesichts der Notwendigkeit zu reagieren.

Eine Weile schwiegen beide.

Sie handelt, dachte Gertrud, und ich sitze da. Dora war Kommunistin wie ihr Mann, von dem man sie, die keine Jüdin war, nicht nur dadurch zu trennen versucht hatte, dass man ihn einsperrte. Eine eigenartige Mischung von Unruhe und Entschlossenheit ging von der kleinen Frau aus. Den Behörden gegenüber lebte sie bei ihren greisen Eltern, um sie und ihr Kind zu betreuen. In Wahrheit geschah es wohl auch, um den Anschein bürgerlich geordneter Verhältnisse aufrechtzuerhalten. Gertrud war überzeugt, dass sie mehr, dass sie Illegales tat. Wie sonst hätte sie sich gezwungen sehen können, um ein Quartier zu bitten.

Es verbot sich, nach solchen Dingen zu fragen.

Als habe sie Gertruds Gedanken erraten, sagte Dora: »Nur für eine Nacht. Hier bei euch wird man mich kaum vermuten.«

»Hast du nicht Angst um deinen Jungen?«

»Ja. Sehr sogar.«

»Ich habe nur noch meinen Vater und mein Schicksal«

»Die Nazis sind nicht das Schicksal; sie dürfen es nicht sein. Wären sie es, dann gute Nacht!« Sie lachte verlegen, als wolle sie sich für ihre Worte entschuldigen.

Ein Ton, wie aus schauriger Unterwelt kommend, erhob sich draußen, schraubte sich in die Höhe, schrillte angstvoll durch die Nacht, sank heulend ab und stieg gellend auf, sank ab und stieg auf.

»Was machen wir nun?«, fragte Gertrud besorgt.

»Ihr geht in den Keller und lasst mich in der dunklen Wohnung«, befahl Dora und lächelte.

Auf dem Flur war Ludwigs zittrige Stimme zu vernehmen: »Gertrud, es ist Alarm. Hast du Besuch?«

»Ich komme, Vater«, rief Gertrud, indem sie das Licht ausmachte. »Ich werd es ihm erklären«, flüsterte sie in den Raum hinein und ging.

Dora streckte sich in der Finsternis des Zimmers auf dem Sofa aus. Ihre Gedanken wanderten zu ihrem Mann. Seit vier Jahren musste sie ohne ihn auskommen. Er lag jetzt in seiner isolierten Schlafzelle, die nur einen Meter breit und drei Meter lang war. Von ihr, von den Genossen und Freunden durch Mauern getrennt, lag er in derselben Nacht wie sie. Die Nacht war dem Leben eher freund als feind. Sie trug Gedanken, Gefühle, Wünsche und Forderungen hin und her. Sie schützte die Flugblattverteiler, die Kuriere und Flüchtlinge. Spürst du meine Hände an deinem Gesicht, Liebster.

Die Abschüsse der Flak, die anfangs in der Ferne gegrollt hatten, kamen näher, klangen lauter, heller, ein metallenes Bellen. Dora erhob sich und schob die Decke am Fenster ein wenig beiseite. Am dunkelblauen Himmel kreuzten sich die Streifenfinger der Scheinwerfer. Gebrumm von Flugzeugmotoren, pfeifendes Stürzen von Bomben und Detonationen waren zu hören.

Dann sekundenlange Stille.

Kam es näher, ging es vorbei? Es, sagte man. Ungeheure anonyme Bedrohung. Das Ungeheure und das Anonyme waren ebenso wenig das Schicksal wie sie. Was alles war zu tun, zu ändern, welche Lasten mussten bewegt werden. Verzweiflung dulden wir nicht, dachte Dora, wir sind die wenigen, die vorangehen. Einmal werden wir der Anstoß gewesen sein, der die Last in Bewegung gesetzt hat. Oder ist das eine Illusion, ein schrecklicher Irrtum? Wirft auch uns nur das Leben hin und her?

Nein. Wir widerstehen im Geworfen-Sein.

So ist auch Gertrud, erkannte sie plötzlich. Sie widersteht der Verzweiflung, indem sie ihren Weg bejaht. Sie ist wie wir.

In der Ferne schoss die Flak. Es klang wie ein abziehendes Gewitter.

3

Am Morgen frühstückten Vater und Tochter mit ihrem Gast. Man saß im Esszimmer; helle Mahagonistühle und ein weiß gedeckter Tisch erinnerten an die Vergangenheit. Hinter dem Fenster sanken dicke Schneeflocken langsam aus dem Himmel. Ludwig strich sich mit der Hand über den Schädel mit dem weißen Haarkranz und brach das Schweigen.

»Du hast es nicht leicht, Dora.«

Die Angesprochene sah durch das Fenster auf die rinnenden Flocken. Sie fand die Bemerkung ein wenig herablassend, wollte aber nicht unhöflich sein und antwortete: »Mag sein.« Ihr schmales Gesicht mit den hellgrauen Augen und der kräftigen Oberlippe wirkte verhalten und ernst.

»Bist du noch juristisch tätig?«

»Nein.«

»Und was tust du heute?«

»Ich Sorge für meinen Sohn und meine Eltern. Bis vor zwei Jahren hatte ich noch Arbeit bei einer jüdischen Firma. Die Firma wurde liquidiert.«

»Die Deutschen waren immer gut beraten, wenn sie jüdisches Kapital und jüdisches Blut für sich wirken ließen. Heute zerstören sie beides.«

»Aber Vater«, sagte Gertrud und schüttelte den Kopf. »Geht es denn um Kapital und Blut?«

»Etwa nicht«, fuhr Ludwig unbeirrt fort. »Das Reichsbürgergesetz entrechtet uns, und das Blutschutzgesetz entwertet uns. Wir sind weder Bürger des Reichs noch Menschen von Wert.«

»Ich finde, man darf die Menschen überhaupt nicht nach Geld und nach dem einstufen, was sie Rasse nennen«, beharrte Gertrud.

»Ich verstehe deinen Vater, Gertrud«, mischte sich Dora versöhnend ein. »Wir müssen uns wehren, ganz gleich wie.«

Ludwig neigte würdevoll das Haupt. Gertrud biss sich auf die Lippe und dachte erstaunt: Die beiden verstehen sich.

»Es schneit«, sagte sie. »Ich seh immer gern zu, wie es schneit«

»Wollt ihr nicht auswandern? Was hält euch?«, fragte Dora.

»Was hält dich?«, fragte Gertrud etwas spitz zurück. »Es gibt so viele Gründe.«

»Eines Tages lässt man niemand mehr raus. Sagt mal, darf ich euch ein paar Lebensmittelmarken dalassen? Ihr seid so lieb zu mir.«

Gertrud lehnte ab. Sie bewundere Dora, wie sie zu ihrem Mann halte, nein, bewundern sei kein Ausdruck dafür. Aber ihre Karten trügen nicht den Aufdruck JUDE. Und mit Abschnitten von ihren Karten traue sie sich nicht in den Laden. Sie erzählte vom Kartenempfang, von den Demütigungen, die damit verbunden waren. Neulich habe die Beamtin behauptet, sie stamme aus Polen. Jüdin und auch noch Polackin, wie lange wolle man so was

durchschleppen.

»Nicht überall wird so gedacht«, meinte Dora und erzählte von jungen polnischen Zwangsarbeiterinnen, die elend und halb verhungert in einem Berliner Betrieb angekommen waren. »Die Mädchen hatten tagelang, beim Transport und danach, nichts zu essen bekommen. Bekleidet waren sie nur mit dem, was sie bei der Festnahme auf dem Leib getragen hatten. Die Arbeiter sahen, dass alterslose Wesen mit grauer Haut und großen Augen in ihre Halle stolperten. Heimlich sammelten sie Lebensmittel und Kleidungsstücke und steckten sie den Mädchen zu.«

»Woher hast du das?«, fragte Gertrud.

*** Ende der Demo-Version, siehe auch

<http://www.ddrautoren.de/Berger/Flammen/flammen.htm> ***

Uwe Berger



Uwe Berger wurde 1928 in Eschwege geboren. Seine Jugend verlebte er in Emden und Augsburg. Mit 15 Jahren war er Flakhelfer bei Berlin. Anfang 1945 meldete er sich, um nicht zur Waffen-SS gezogen zu werden, freiwillig zur Kriegsmarine. Im selben Jahr wurde er vorzeitig aus britischer Gefangenschaft entlassen. Während seines Studiums in Berlin (Germanistik, Kunstwissenschaft) arbeitete er im Volk und Wissen Verlag. Bald darauf wurde er in den Aufbau-Verlag geholt. Wegen eines positiven Gutachtens zu Hanns Eisler („Johann Faustus“) maßregelte ihn die SED. Ermutigt sah er sich von Friedrich Wolf und Jahre danach von dem Schriftsteller und späteren estnischen Staatspräsidenten Lennart Meri. Literarisch bedeutsame Reisen nach Nordrussland (Nowgorod) und Mittelasien, nach Sibirien und anderen Ländern unternahm er mit seiner Frau und Gefährtin.

Bibliografie

Lyrik und Prosa

Die Einwilligung. Sechs Erzählungen. Aufbau-Verlag, Berlin 1955

Straße der Heimat. Gedichte. Aufbau-Verlag, Berlin 1955

Der Dom in dir. Gedichte. Aufbau-Verlag, Berlin 1958

Der Erde Herz. Gedichte. Aufbau-Verlag, Berlin 1960

Hütten am Strom. Gedichte 1946-1961. Aufbau-Verlag, Berlin 1961

Rote Sonne. Skizzen und Aufzeichnungen. Aufbau-Verlag, Berlin 1963

Mittagsland. Gedichte. Aufbau-Verlag, Berlin 1965

Gesichter. Gedichte. Aufbau-Verlag, Berlin 1968

Die Chance der Lyrik. Aufsätze und Betrachtungen, Aufbau-Verlag, Berlin 1971

Bilder der Verwandlung. Gedichte. Aufbau-Verlag, Berlin 1971

Arbeitstage. Aus dem Tagebuch 1964-1972. Aufbau-Verlag, Berlin 1973

Feuerstein. Gedichte. Auswahl und Nachwort von Armin Zeißler. Reclam Verlag, Leipzig 1974

Lächeln im Flug. Gedichte. Aufbau-Verlag, Berlin 1975

Backsteintor und Spreewaldkahn. Märkische Landschaften, Aufbau-Verlag, Berlin 1975

Nebelmeer und Wermutsteppe. Begegnungen. Aufbau-Verlag, Berlin 1977

Zeitgericht (Gedichte 1946-1975). Militärverlag der DDR, Berlin 1977

Leise Worte. Gedichte. Aufbau-Verlag, Berlin 1978

Der Schamanenstein. Menschen und Orte. Aufbau-Verlag, Berlin 1980

Lächeln im Flug. Ausgewählte Gedichte (1946-1978; russisch, mit einem Vorwort von Lew Ginsburg). Verlag Progress, Moskau 1980

Nur ein Augenblick. 99 Reiseskizzen. Aufbau-Verlag, Berlin 1981

Auszug aus der Stille. Gedichte. Aufbau-Verlag, Berlin 1982

Das Verhängnis oder Die Liebe des Paul Fleming (Roman). Aufbau-Verlag, Berlin 1983

Die Neigung. Roman. Aufbau-Verlag, Berlin 1984

In deinen Augen dieses Widerscheinen. Gedichte. Aufbau-Verlag, Berlin 1985

Woher und wohin. Aufsätze und Reden 1972-1984. Aufbau-Verlag, Berlin 1986

Das Gespräch der Delphine. Tierverser. Der Kinderbuchverlag, Berlin 1986

Weg in den Herbst (Erinnerungen). Aufbau-Verlag, Berlin 1987

Traum des Orpheus. Liebesgedichte 1949-1984. Aufbau-Verlag, Berlin 1988

Rank saatus ehk Paul Fleming! armastus (estnisch, Übersetzung von Heigi Loik). Eesti Raamat, Tallinn 1988

Last und Leichtigkeit. Oden. Aufbau-Verlag, Berlin 1989

Flammen oder Das Wort der Frau. Erzählung. Aufbau-Verlag, Berlin 1990

Suche nach mehr. Roman. 1989-1991. Unveröffentlicht

Atem. Liebesgedichte und Grafiken. Mauer Verlag, Rottenburg a/N 2003

Räume. Verse und Bilder. Mauer Verlag, Rottenburg a/N 2004

Pfade hinaus. Episoden der Erinnerung. Mauer Verlag, Rottenburg a/N 2005

Wegworte. Gedichte und Zeichen. Zwiebelzwerg Verlag, Willebadessen 2006

Kater-Vater. Sinngedichte. Zwiebelzwerg Verlag, Willebadessen 2006

Den Granatapfel ehren, Hundert Gedichte 1946 - 1989. Mit Skizzen des Verfassers. Zwiebelzwerg Verlag, Willebadessen 2007

Du wirst sein. Gedichte und Zeichen. Mit Skizzen des Verfassers. Zwiebelzwerg Verlag, Willebadessen 2010

Vom Sinn. Nachlese. Zwiebelzwerg Verlag, Willebadessen 2011/2012

Tagebücher seit 1972. Unveröffentlicht

Essays und Rezensionen (Auswahl)

Von der Verzweiflung (Wolfgang Weyrauch; An die Wand geschrieben). Aufbau, Heft 2/1951

Zwei Dichter unserer Zeit. Zum 50. Geburtstag von Peter Huchel und Erich Arendt. Aufbau, Heft 4/1954

Vergangen und gegenwärtig (Karl Löwith). Sinn und Form, Heft 5/1965

Zum Bild Gertrud Kolmars, Sinn und Form, Heft 2/1972

Zur Literaturgeschichte der DDR. Sinn und Form, Heft 6/1977

Gegenwart der Klassik (Wolfgang Heise). Sinn und Form, Heft 6/1980

Für richtiges Lesen. Brief. Neue Deutsche Literatur, Heft 12/1980

Schritt zur Welt. Lyrik junger Autoren. Neue Deutsche Literatur, Heft 9/1981

Gedichte gegen den Krieg und für eine humane Welt (zum 90. Geburtstag von Nelly Sachs).

E-Books von Uwe Berger

Backsteintor und Spreewaldkahn. Märkische Landschaften

Uwe Berger erzählt in seinen literarischen Miniaturen von Städten, Seen und Wäldern der Mark Brandenburg, von den Bewohnern und ihrer Historie, beschreibt die Gegenwart und blickt in die Zukunft. In seiner verhaltenen Art schildert er Landschaften und Charaktere im Sinne des Mottos, das er der Sammlung voranstellt: „Am Ende ist es doch so, dass das Stückchen Erde, auf dem ich hier stehe, und der Raum, der sich heut über mir wölbt, so unerhört sind wie alles Ferne, Vergangene und Zukünftige.“

Das Verhängnis oder die Liebe des Paul Fleming

Der Paul-Fleming-Roman von Uwe Berger (3 Auflagen: 1983, 1985, 1987) folgt dem historischen Optimismus, der 1975 in seinem Sonett „Nebel“ ausgedrückt ist: „Kein Nebel hält das Denken auf.“ Paul Fleming bricht 1634 mit einer holsteinisch-gottorpischen Gesandtschaft nach Reval auf, um eine „moskovitische und persianische“ Gesandtschaft anzutreten, nämlich die auf kaiserlichen Wunsch hin stattfindende Erkundung eines Landwegs für Handelsbeziehungen zum Osten.

Der Schamanenstein. Menschen und Orte

Berichtet wird von den Frauen, die ihre vom Zarismus verfolgten Männer in die Verbannung begleiteten, „dem Unglück eine treue Schwester“. Stolz bekennt sich am Bratsker Stausee eine elegante junge Frau zu ihren Vorfahren, die als Verbannte Fertigkeiten und Kultur nach Sibirien brachten. In einer von feingliedrigen Piloten gesteuerten burjatischen Maschine fliegen der Autor und seine Frau über die blauen und gelben Wasser des Baikal, von Irkutsk nach Ulan-Ude. Dort, am burjatischen Nordufer des Sees trifft er in einem lamaistischen Kloster Mönche, deren Würde und religiöse Toleranz ihn für sie einnehmen. Die Dolmetscherin entschuldigt sich für ihre Erinnerungen an streng bewachte Brotzüge, die nach dem Krieg in Richtung Polen und Deutschland rollten.

Die Neigung

„Wie ist das mit der Schweigepflicht? Ich hab immer gedacht, sie bezieht sich auf das, was der Patient dem Arzt anvertraut. Gilt sie denn auch für das, was ein Arzt am Patienten versäumt?“

Die Frage und ihre Beantwortung im Interesse des Kranken ist ein Grundproblem in Uwe Bergers Roman DIE NEIGUNG. Der Kampf einer jungen Ärztin um gesittetes Verhalten in einem Krankenhaus, einem komplizierten Umfeld, führt zwei Menschen näher zusammen, die Ärztin Baum und den Fahrer Kusmin. Er bestärkt sie, gibt ihr Halt und Format. Der Unterschied in Bildung und Lebensgewohnheiten wird angesichts der Situation bedeutungslos.

Flammen oder Das Wort der Frau

Die jüdische Dichterin Gertrud Kolmar wurde 1943 deportiert und in Auschwitz umgebracht. Nach dem Krieg machte sich im Westen Deutschlands Hermann Kasack um ihr Werk verdient. Im Osten tat dies Uwe Berger, der auch die Erzählung FLAMMEN über sie schrieb. Dabei benutzt er das authentische Material, die Briefe an ihre Schwester, die wenigen Lebensdaten, und er erfüllt das Datengerüst mit seiner Fantasie. Das sind vor allem die Gespräche, der Name Joseph, nicht der Fakt, ihre Leidensgefährten, die

Umstände ihres Todes in Auschwitz.

Uwe Berger zeichnet eine sensible und entschlossene Frau. An ihre Schwester schreibt sie, dass sie den Weg gehe, der ihr von innen her bestimmt ist.

Nebelmeer und Wermutsteppe. Begegnungen

Realistische Kunst sucht im Alltäglichen das Unalltägliche, sagt Uwe Berger. So erinnert er sich eigener Kindheitserlebnisse im okkupierten polnischen Kleczew. So besucht er die Heimat seiner Frau in Grimma und Umgebung. So findet er Rembrandt an der Newa. Und so steht er in Nowgorod vor der kargen Hinterlassenschaft örtlicher Partisanen. Das Grab von Puschkin im Swatogorski-Kloster rührt ihn angesichts der Ergriffenheit der Bevölkerung. Er betritt die Steppen und Wüsten Mittelasiens, ist bei den Kasachen, Ukrainern und Deutschen zu Gast, die sie besiedeln. Zu spüren ist seine Lust, das Gemeinsame im Andersartigen zu finden. Am Fuß des innerasiatischen Gebirgssystems Tienschan lernt er Lennart Meri kennen, der als estnischer Wissenschaftler auftritt und später einmal estnischer Staatspräsident sein wird.

Suche nach mehr

Die Handlung entwickelt sich vor und nach 1945. Schauplätze sind Berlin, Dresden und Paris. Der Ingenieur John steht zwischen zwei Frauen, der mit ihm verheirateten lasziven Helene, die nazifreundlich ist, und der attraktiven Carola, die in seinem AEG-Betrieb als Sekretärin arbeitet und einer linken Gruppe angehört. John verbirgt sie vor der Gestapo.

Carola kann nach Frankreich fliehen. John bleibt und hat Kontakt zu einem Mitglied der verschwörerischen „Teegesellschaft“. Von Helene geschieden, versucht John nach dem Krieg in Ostberlin mit der aus der Résistance selbstsicher zurückgekehrten Carola zu leben. Er, den die lauernde Gewalttätigkeit Helenes abgestoßen hat, erträgt auch die intolerante Starrheit Carolas nicht. Er sucht nach mehr.

Am Grabmal von Walther Rathenau erkennt er, wie sehr er mit den Verhältnissen in Ostberlin kollidiert, wie einsam er ist, und erliegt bald darauf einem Herzversagen.

Doch auch Carola hat ihre Schwierigkeiten und versöhnt sich nach dem Tod von John mit Helene. Das Leben lehrt sie, über sich selbst zu entscheiden.

Ungesagtem lauschen. Tagebuch

Der Autor stellt sein Tagebuch der Jahre 2000 bis 2012 vor. Rückblickend auf seine Teilnahme 1988 an einer offiziellen Kulturdelegation der DDR in Polen heißt es: „Dummheit und Arroganz, Regelungswut und Zynismus waren auf unserer Seite eklatant und vorherrschend.“ Uwe Berger war sich zu dem Zeitpunkt bewusst, dass „es so nicht weitergehen konnte“.

In diesem Bewusstsein spricht er von seinem estnischen Freund Lennart Meri, der estnischer Staatspräsident geworden war. Der deutsche Komponist Kurt Schwaen und seine Gattin Ina ziehen ihn in den Dunstkreis der Musik. Dr. Malte Herwig, der ihn im Auftrag der Spiegel-Redaktion nach seiner Mitwirkung bei einem Literaturzirkel der Stasi befragt hat, informiert ihn, dass seine Entschuldigung unterdrückt werden sollte. Herwig

verlässt den Spiegel. Seiner Enkelin berichtet der Autor, wie im Krieg der geschneigte Chef der Flakbatterie seine fünfzehnjährigen Soldaten über die Rieselfelder hetzte, weil sie russischen Kriegsgefangenen Brot gegen Schnitzereien gegeben hatten.

So reihen sich nicht nur die unterschiedlichsten Eindrücke, sondern begegnen sich auch Gestern und Heute.

Weg in den Herbst

In dieser Autobiografie von 1987 bemerkt Uwe Berger:“ Weil ich so ganz Künstler bin, liebe ich das Leben über alles.“

Sein Leben beginnt in Emden mit dem Duft von Meer und Weite. Augsburg schenkt ihm Mittelalter, Reformation und Renaissance. Berlin konfrontiert ihn mit vielfältiger Kunst. Sein Vater holt ihn im Krieg aus einem Kinderlager in Polen. Mit 15 Jahren steht er am Messgerät einer Flakbatterie. Von einem Flakhelfer hört er die Stimme des Widerstands.

In der Hungerzeit nach dem Krieg fährt Uwe Berger aufs Land, um gegen Schnaps Kartoffeln einzutauschen. Ein russischer Soldat hilft ihm, die Kontrollen zu umgehen.

An der Universität hört er Hermann Kunisch über mittelalterliche Mystik zelebrieren.

Vor der Haustür des Volk-und-Wissen-Verlages zieht man eine weibliche Leiche aus dem Kanal. Im Aufbau Verlag lernt er Autoren wie Friedrich Wolf und Jan Petersen kennen. Mit Würde spricht er von Tod und Liebe und ist beeindruckt vom Ethos des Arztes Theodor Brugsch.